

Nach dem Krieg: Wiederaufbau und Wirtschaftswunder

Das Jugendamt in den ersten Nachkriegsjahren

Einige Tage nach Kriegsende erhielt das Jugendamt einen neuen Leiter. Es wurde zur Magistratsabteilung X/2 – Jugendfürsorge und ab 1. März 1946 die Magistratsabteilung 11 – Jugendamt.

Auf Grund des Verbotsgesetzes wurden viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wegen ihrer Zugehörigkeit oder Nähe zur NSDAP außer Dienst gestellt, woraufhin großer Personalmangel herrschte. Als gesetzliche Grundlage blieb weiterhin die bereits erwähnte Jugendwohlfahrtsverordnung von 1940 bestehen. Erst 1954 wurde ein neues Jugendwohlfahrtsgesetz verabschiedet.

Für die Kindergärten, die 1945 wieder in die Verwaltung des Jugendamtes kamen, galt das Reichsschulgesetz von 1869. Viele Kindergärten waren durch Bombenschäden schwer beschädigt und mussten wiederaufgebaut werden. Bis Sommer 1945 waren immerhin wieder 74 Kindergärten und 20 Horte in Betrieb.

Die Besatzungsmächte beanspruchten einige Heime als Stützpunkte¹, aber in der Kinderübernahmestelle, im Zentralkinderheim und im Heim „Am Spiegelgrund“ konnte der Betrieb für Kinder weitergeführt werden.

Sofort nach Kriegsende wurden Fürsorgerinnen in diversen Hilfsaktionen und in den Mutterberatungsstellen eingesetzt. Auch nahmen sie wieder Verbindungsdienst zu Gebärkliniken und Kinder Spitälern auf. Ab Mai 1945 wurden auch wieder Erziehungsberatungen angeboten.

Die Hauptaufgabe der Fürsorgerinnen war vorerst jedoch eine andere: Bedingt durch Mangel an Heimplätzen war es in den Kriegsjahren zu einem Rückgang

der Heimunterbringungen gekommen. Gesunde Kinder, für die keine Heimplätze vorhanden gewesen waren, waren bei Pflegefamilien untergebracht worden.

Die Ausforschung und Rückführung von Kindern, die in den letzten Kriegsjahren evakuiert worden sind, war eine der Hauptaufgaben der Mitarbeiterinnen des Jugendamtes. Vor allem Kinder die in Schlesien untergebracht waren, wurden zum Teil nicht mehr gefunden.

Nach verschollenen Eltern von untergebrachten Kindern wurde ebenfalls gesucht. U.a. aus Kostengründen sollten so viele Kinder wie möglich zu ihren Familien zurückkehren. Jener Mann, dem ich bei der Aufarbeitung seiner Geschichte ein Stück behilflich sein durfte – quasi als Wiedergutmachung für die Prügel, die er von meiner „Vorgängerin“ erhalten hatte – wurde im Alter von 15 Jahren zu seiner Mutter nach Deutschland, wo sie ausfindig gemacht worden war, entlassen, obwohl er seine Mutter überhaupt nicht kannte, da sie ihn nach der Geburt im Spital zurückgelassen hatte. „Wir waren uns fremd und es war schrecklich“, war sein Kommentar. Damals - mit 15 - wusste er nicht, dass seine Mutter immer wieder geschrieben und sich nach ihm erkundigt hatte. Die Briefe waren alle im Jugendamtsakt abgelegt und wurden ihm erst von mir anlässlich seiner Akteneinsicht übergeben. Er weinte damals bitterlich und schrieb mir danach noch einige Briefe, die alle über seine Kindheits Erinnerungen und seine späte Aussöhnung mit seiner Mutter berichteten. Im Zuge der Recherchen zu diesem Bericht wollte ich ihn kontaktieren, doch erhielt ich keine Antwort mehr.

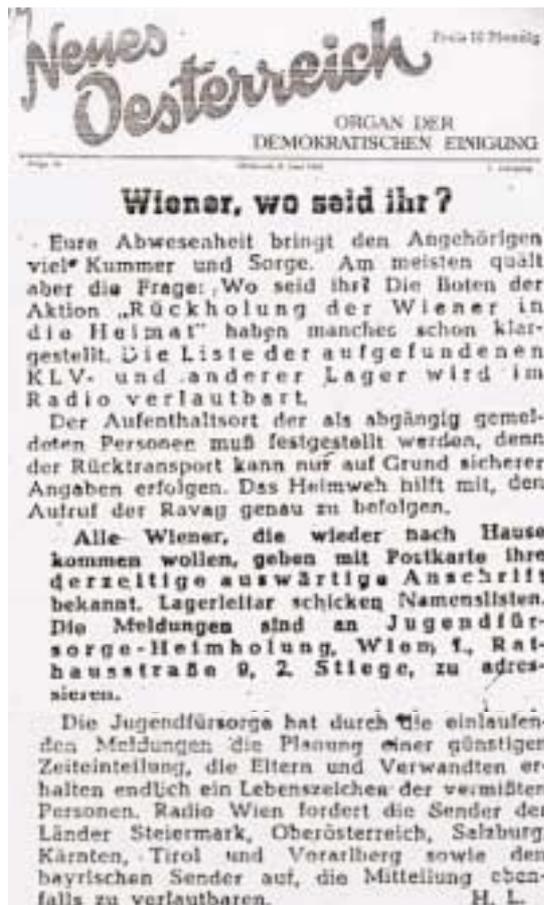
Seine Geschichte war wohl für die damalige Zeit ein häufiges Schicksal: Seine Mutter war sehr jung und ledig, als er geboren wurde. Da sie sich selber

Ausforschung und Rückführung von evakuierten Kindern

Zur Mutter entlassen, die 15-Jähriger nicht kannte

Kinder mussten in Erholungsheimen aufgepäpelt werden

kaum ernähren konnte, ließ sie ihn nach der Geburt im Spital zurück. Er lebte in einem Kinderheim in Iglau. Als die Rote Armee näherrückte, flohen die Erzieher mit den Kindern nach Wien. Er war kurz in der Kinderübernahmestelle und kam dann zu Pflegeeltern. Seine Mutter hatte mit Hilfe des Roten Kreuzes seinen Aufenthaltsort erfahren und an das Jugendamt geschrieben. Die Fürsorgerin hat ihm oder seiner Pflegemutter die Briefe nie gegeben. Aus dem Akt ging auch nicht hervor, ob sie der Mutter wenigstens geantwortet hat. Erst 1948 findet sich ein Vermerk im Akt, dass die Mutter angeschrieben wurde, um ihren Sohn zu übernehmen. Dann wurde er in einen Zug gesetzt und nach Deutschland geschickt, wo ihn seine Mutter, die ein Schild mit seinem Namen in Händen hielt, abholte.



Aufruf aus dem „Neuen Österreich“ von Juni 1945

Durch Bombenschäden in einigen Bezirksjugendämtern waren teilweise Vormundschaftsakten vernichtet worden. Diese mussten mühsam rekonstruiert werden. Viele unterhaltspflichtige Väter waren gefallen oder galten als vermisst. Es dauerte lange, um für die Kinder Unterhalts- oder Rechtsansprüche geltend zu machen. Manche Mündel hatten Väter, die Angehörige der Besatzungsmächte waren, die nicht auf Unterhalt geklagt werden konnten. Bis zum Jahr 1947 waren das 1.100 Kinder.

2 von 3 Schulkindern waren unterernährt. In den Mutterberatungsstellen wurden Lebensmittelspenden aus dem Ausland und Bekleidung verteilt. Fallweise konnte an Schwangere gezuckerte Milch ausgegeben werden. Die Kinder erhielten Lebertran.

Die Ausgabe von Schuhen an Kinder war nur mit genauer Begründung und nach erfolgtem Hausbesuch durch die Fürsorgerin möglich.

Mit Hilfe der „Schweizer Spende“ konnten zwei Erholungsheime eröffnet werden, in die unterernährte Kinder mit „Befund 3“ geschickt werden konnten. Sie erhielten dort Mahlzeiten mit ca. 3.000 Kalorien pro Tag. Hilfsgüter kamen aus der Schweiz, Dänemark, England, USA, Argentinien und Honduras.

1945 konnten 959 Kinder im Inland und 250 Kinder in ausländischen Erholungsheimen aufgepäpelt werden. 1.010 Kinder wurden von Schweizer Familien vorübergehend in Pflege genommen, ebenso von Familien in Belgien, Dänemark und England.

Ab 1948 wurde zuerst an bedürftige, ab 1949 wieder an alle Säuglinge Wäschepakete verteilt. Es enthielt 10 Windeln, 2 Flanelle, je 4 Hemdchen und Jäckchen, 1 Strampelanzug, 1 Gummieinlage und 1 Dose Hautpuder. Die Anmeldung erfolgte am Jugendamt und war an die

im 3. Schwangerschaftsmonat vorge-schriebene „Wassermann-Blutprobe“ (Test auf die Geschlechtskrankheit Lues) gebunden. Für bedürftige Familien wurden 80 Leihkinderwägen zur Verfügung gestellt.

An dieser Stelle möchte ich einen Zeitzeugen zu Wort kommen lassen, der mir seine Lebensgeschichte erzählt hat und auch der Veröffentlichung in diesem Bericht zugestimmt hat. Dietmar P. wurde im Oktober 1949 als Sohn einer ledigen Mutter und eines amerikanischen Besatzungssoldaten geboren. Als uneheliches Kind war er Mündel des Jugendamtes.

„Wir wohnten damals zu viert, also meine Großmutter, meine Mutter, deren Schwester und ich, in einem Kabinett. Meine Tante war schon viel bei ihrem Freund, hat uns aber mit Essen versorgt, meine Oma brachte mich in den Kindergarten und holte mich wieder ab, aber meistens bin ich ihr ausgebüchst, ansonsten war ich die meiste Zeit im Park und mir selbst überlassen. Meine Mutter hat sich nicht viel um mich gekümmert. Als die Oma einmal im Spital war, ging sie trotzdem am Abend aus. Ich hab mich gefürchtet und geweint. Der Nachbar, ein Polizist, ist die halbe Nacht vor der Tür gestanden und hat durch die Tür beruhigend auf mich eingeredet, bis ich eingeschlafen bin.“

In seiner „Kinderkarte“, dem Jugendamtsakt, sind regelmäßige Hausbesuche vermerkt, die alle von eher ärmlichen Lebensverhältnissen sprechen, die Mutter wird als unverlässlich, die Oma allgemein als überfordert beschrieben.

„Dann hatte ich einen Unfall. Wir Buben sind vor der herannahenden Straßenbahn hin- und hergelaufen, wer sich länger traut, na und ich bin gestolpert und unter den Fangkorb gekommen.

Meine Oma bekam eine Anzeige, das Jugendamt hat sich eingeschaltet und gemeint, ich sei verwahrlost und unterernährt und muss auf Erholung. So kam ich nach Belgien. Ich war ja noch sehr klein und weiß noch, dass ich irrsinnig geweint habe. Wir sind 20 Stunden im Zug gefahren. In Brüssel sprachen alle Französisch und ich habe nichts verstanden und bin davongelaufen. Die haben mich dann wieder eingefangen, ich hatte ja ein Taferl mit meinem Namen um den Hals. Wir sind dann alle dort auf einen Schulhof gebracht worden und dann kamen die Leute wie auf einem Adventmarkt und haben sich die Kinder ausgesucht. Als wir nur mehr ganz wenige waren kamen meine Pflegeeltern und suchten mich aus. Ursprünglich hätte ich nur zwei Monate bleiben sollen, aber meine Mutter schrieb Briefe an die Pflegeeltern, dass sie mich nicht ernähren kann und dass sie mich behalten sollen, die wollten mich aber nicht adoptieren, weil sie eigene Kinder bekommen wollten, aber ich konnte länger bei ihnen bleiben. So blieb ich 18 Monate in Belgien und kam dort auch in die Vorschule.“

Als er wieder zurückkehrte sprach er kein Wort Deutsch, erkannte seine Tante nicht mehr, die ihn vom Bahnhof abholte, und auch die Oma war ihm fremd. Er wurde in Wien eingeschult und hatte größte Schwierigkeiten in der Schule mitzukommen.

„Meine Mutter wollte damals, dass ich ins Heim komme, und ist ständig in die Schule und aufs Jugendamt und hat dort erzählt, dass sie mit mir nicht zurecht kommt. Meine Tante hat dann am Jugendamt erklärt, dass ich ja gar nicht Deutsch sprechen kann, dass sich meine Mutter kaum um mich kümmert und die Oma sich nicht kümmern kann. Die Tante und ihre Familie haben dann eine Gemeindewohnung im

Dietmar P.: Acht Monate bei Pflegeeltern in Belgien

Besuche bei den Pflegeeltern in Belgien

16.Bezirk bekommen und meine Oma und ich sind mitgezogen. Ab da lebte ich dann bei Tante und Onkel. Im 16.Bezirk in der Schule wurde es dann besser. In den Sommerferien bin ich weiterhin jedes Jahr nach Belgien zu meinen Pflegeeltern gefahren. Zu meiner Mutter hatte ich kaum Kontakt. Sie hat dann geheiratet und Kinder bekommen. Ich habe, wenn meine Oma dort Windeln waschen war, die Oma manchmal abgeholt und da hab ich vom Mann meiner Mutter Taschengeld bekommen. Einmal, als ich ein neues Bett gebraucht habe, haben mich Tante und Onkel auch hingeschickt, dass er das zahlen soll. Mir war das sehr unangenehm, aber er hat das Bett dann auf Raten bezahlt. Der hatte mit mir überhaupt nichts zu tun, aber trotzdem hat er mich unterstützt, das finde ich schön."

Dietmar war weiterhin Mündel des Jugendamtes und musste immer wieder auch ins Jugendamt in der Arnegasse kommen.

„Als ich in der 4.Klasse der Hauptschule von der Schule flog, musste ich auf's Jugendamt und denen dort erzählen, was los war...ich wusste es eigentlich gar nicht, außer, dass mich der Kaplan nicht leiden konnte und mich angeblich mit Mädchen im Helenental gesehen hat, dabei wusste ich damals gar nicht, wo das Helenental überhaupt war. Ich musste dann Schule wechseln und das war's. In der neuen Schule war ich halt als „Bandenchef“ verschrien und hab's nicht so toll gehabt. Für meinen Lehrvertrag musste ich auch auf's Jugendamt und, als ich Lehrstelle wechseln wollte und der Onkel aber dagegen war, auch, aber da hat das Jugendamt mich unterstützt und ich konnte dann die Lehrstelle wechseln. Die haben da keine Probleme gemacht. Überhaupt war das Jugendamt kein Ort, vor dem ich Angst hatte, da hab ich daheim mehr Angst gehabt."

Im Jahr 1969, als Dietmar bereits beim Bundesheer war, wurde die Tante auf ihren Antrag hin zum Einzelvormund bestellt und der Jugendamtsakt geschlossen. Ein Jahr später wurde er volljährig. Vor einigen Jahren hat er sich seinen Mündelakt ausheben lassen und daraus entwickelte sich Folgendes: *„In meinem Akt war ein Blatt über meinen Bruder, der 1952 ebenfalls als Sohn eines amerikanischen Soldaten auf die Welt kam und den meine Mutter zur Adoption freigegeben hat. Da stand auch eine Adresse im 16. Bezirk drauf. Ich wusste von meiner Tante, dass es da noch ein Kind gegeben hat, aber Genaueres wusste ich nicht. Jedenfalls bin ich in die Eisnergasse gefahren und hab dort angeläutet. Der Nachbar hat mir dann gesagt, wo die Familie jetzt wohnt und ich hab meinen Bruder angerufen. Der hat sich zuerst einmal Bedenkzeit erbeten und dann haben wir uns getroffen. Er hat sich dann gewünscht, unsere Mutter kennenzulernen und ich hab das arrangiert. Meine Mutter konnte sich zuerst an nichts erinnern, aber es kam dann doch zu einem Familientreffen. Am Tag des ersten Treffens ist die Adoptivmutter gestorben, da war Eines zu Ende und das Andere hat begonnen."*

Heute hat die gesamte Familie Kontakt zueinander, manche intensiver – so wie der Bruder mit der wiedergefundenen Mutter, manche lose, wie Dietmar, der allerdings immer noch Kontakt zu seiner belgischen Pflegemutter hat.

„Wir telefonieren regelmäßig und sehen uns einmal im Jahr, entweder sie kommt nach Wien oder ich besuche sie in Belgien. Der Pflegevater ist schon gestorben. Eigene Kinder haben sie keine bekommen."

Dietmar meinte abschließend, dass er sehr verwundert war, als er seinen Akt gelesen hat, wie genau und ausführlich

alles dokumentiert war. Für ihn war es ein Stück Dokumentation seines Lebens, das ihn beeindruckte. Mich beeindruckt der Schlusssatz im Interview mit ihm:

„Meine Halbschwestern hatten ein intaktes Familienleben mit Vater und Mutter. Mein Halbbruder hatte Adoptiveltern, die ihm was mitgegeben haben, aber eigentlich möchte ich mit keinen von ihnen tauschen.“

Die neuen Ausbildungsstätten

Im November 1945 begann wieder die Ausbildung für Fürsorgerinnen in der „Fürsorgeschule der Stadt Wien“. 1947 erhielt sie das Öffentlichkeitsrecht. Zur selben Zeit wurde die „Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen und Horterzieher“ in 16, In der Sängergasse eröffnet. Es wurden vier Klassen geführt, eine davon mit männlichen Schülern. Da in den Kindergärten ebenso Personalmangel herrschte, mussten die Schüler und Schülerinnen 16 Praxisstunden in der Woche in Kindergärten und Horten absolvieren.

In der „Fürsorgeschule der Stadt Wien“ wurde wieder der Lehrplan der Zwischenkriegszeit herangezogen. Die in anderen Ländern entwickelten Methoden hatten – bedingt durch die jahrelange Isolation – in Österreich noch nicht Einzug gehalten und erst nach und nach kamen zu den alten Lehrplänen neue Inhalte, wie vertiefte Einzelfallhilfe und Tiefenpsychologie dazu.

1949 wurden 82 Studierende – davon sechs Männer – von 30 nebenberuflichen Lehrern unterrichtet. In den folgenden Jahren litt die Schule – und dadurch auch das Jugendamt – an Nachwuchsmangel. In der Gesellschaft hatte der Beruf der Fürsorgerin kein hohes Ansehen und es herrschte wenig Interesse. Auch die

Einführung eines Taschengeldes während der Ausbildungszeit änderte nur wenig daran. In einer in den 60er Jahren durchgeführte IFES-Umfrage nach den beliebtesten Berufen, landeten die Fürsorgerinnen an vorletzter Stelle, knapp vor den Chemischputzerinnen.

Mit dem Schulorganisationsgesetz 1962 wurde die Schule in die „Lehranstalt für gehobene Sozialberufe“ umgewandelt, erhielt einen verbindlichen Lehrplan, wurde als „akademieverwandte Lehranstalt“ bezeichnet und blieb dennoch starr und traditionell. Manche fanden sie auch „realitätsfremd“.

Ab 1966 war die Schule in der Ottakringerstraße 200 angesiedelt, bis zum Jahr 1978, da übersiedelte sie dann an den heutigen Standort in Floridsdorf. Erst zehn Jahre später (1976) wurde die Schule zur „Akademie für Sozialarbeit“

Durch die politische Bewusstseinsbildung, insbesondere ausgelöst durch die Studentenbewegung, wurde der Beruf

Von der Fürsorgeschule zur Akademie für Sozialarbeit



Informationsbroschüre der „SozAk“ Freytaggasse

1955: erstes Fernsehversuchs- programm

Idole der Jugend: Elvis, Conny, Peter Kraus

wieder attraktiver. Die Schule warb mit Slogans wie „Bist du progressiv, wähle einen Sozialberuf.“ um Neuzugänge. 1970 waren bereits ein Drittel der Studierenden Männer.

„Rock around the clock“ in Ottakring und Wien

In Ottakring entwickelte sich sehr bald wieder ein ausgeprägtes kulturelles Leben, das von den Sozialdemokraten stark forciert wurde: *„...unerlässlich ist gerade in Zeiten arger materieller Not auch auf kulturellem Gebiet ernsthafte Bemühungen anzustellen...“*²

Kino boomte wieder, wie auch schon vor dem Krieg. Wiener Filme mit Hans Moser waren die Kassenschlager. 1953 gab es 200 Kinos in Wien. In Ottakring waren das Roseggerkino, Arnettkino, Odeonkino, Thaliakino, Sandleitinkino, Zentraltheater, Savoykino, Kino Alt Wien, Luxkino, Weltspiegelkino, Trianonkino und noch einige mehr Orte des sozialen Treffpunkts. Kino war Freizeitgestaltung und Gemeinschaftserlebnis. Zwischen 1950 und 1955 stiegen die Kinobesuche von 92,5 Mio. auf 114 Mio., das entspricht durchschnittlich über 312.000 Kinobesuchen pro Tag. Zwischen 1955 und 1960 gingen sie auf 106 Mio. zurück. Schuld daran war das Fernsehen.

Am 1. August 1955 startete das erste Fernsehversuchsprogramm. Anfangs wurde nur ein paar Stunden in der Woche gesendet, dann zwei bis drei Tage. In den Auslagen der Elektro-Geschäfte standen laufende TV-Geräte, so z.B. bei Radio Weltspiegel Polatschek am Gürtel und die Menschen hingen in Trauben davor. Gaststätten, z.B. das Cafe Alt-Ottakring, legten sich Geräte zu und steigerten damit ihren Umsatz, und in den Sektionslokalen der SPÖ gab es Fernsehabend, die auch für Nicht-Parteimitglieder offen waren.

Mit Beginn der 60er Jahre stieg der Verkauf von TV-Geräten steil an. 1956 gab es in privaten Haushalten 3.818 Geräte. 1963 bereits 463.000 Geräte. Die Anzahl war also um das 121fache gestiegen. Im Vergleich dazu: 1956 hatten 97.000 Haushalte Kühlschränke, 1962 gab es in 591.000 Haushalten Kühlgeräte, was einem Anstieg um das nur 6fache bedeutete.

Zwischen 1954 und 1960 stiegen die Nettolöhne um 30 Prozent, gleichzeitig die privaten Konsumausgaben um 45 Prozent.

In Ottakring blühte eine ausgeprägte Nachbarschaftskultur. Die Ottakringerinnen trafen sich an der Bassena, im Hof oder der Waschküche, und wenn dort niemand war, gingen sie zu den Nachbarn auf Besuch, umso lieber, wenn die dann schon einen Fernseher hatten.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung wurden die Fernseheinladungen mit Einladungen zum Essen verbunden. Die Menschen wurden durch das Patschenkino sozusagen sesshaft, was die Kinos deutlich zu spüren bekamen.

Bald wurde es zum sozialen Zwang, einen Fernseher zu besitzen, und wenn das Geld nicht reichte, kaufte man auf Raten. Das billigste Gerät kostete 6.000 Schilling. Aber auch Mopeds, Roller und Autos erlebten einen Aufschwung. Zwischen 1950 und 1956 stieg die Zahl der Krafträder von 123.000 auf 327.000. Und von 1954 bis 1960 die Zahl der Autos von 75.000 auf 404.000. Ein VW-Käfer kostete 34.000 Schilling. Der Puch 500 war um 20.000 Schilling noch günstiger zu haben.

Pettycoats und Lederjacken, Elvis und James Dean prägten eine neue Kultur und wurden zu Idolen der Jugend, für manche waren es auch Conny Froboes und Peter Kraus, Gus Backus und Bill Ramsey. Rock'n'Roll und Jazzmusik wurden immer populärer und die Jugend ging am Wochenende, wenn nicht

² Hubert Pfoch in „Kampf und Aufstieg, 40 Jahre SPÖ Ottakring, 1945-1985“

ins Kino, dann tanzen. Jedem Wiener ist der „Gschupfte Ferdl“ ein Begriff, der „jeden Freitag frische Sock'n au'ziagt, die Schuach putzt und sich ins G'wand haut, weil beim Thumser draußt in Neulerchenfeld Perfektion“ war.

Das Fernsehen blieb wichtig und wurde immer mehr zur Freizeitgestaltung. Mit den Nachrichtensendungen holte man sich die weite Welt ins Wohnzimmer und durch die Übertragungen von Sportveranstaltungen – vor allem von Skirennen – hatte man auch endlich wieder Grund zum Jubeln und Feiern.³ Die Bevölkerung konnte sich langsam aber doch auch Urlaube leisten. Italien war das erklärte – und erschwingliche – Lieblingsziel der Menschen. Rimini und Riccione waren „in“, viele Paare fuhren mit dem Roller nach Venedig auf Hochzeitsreise. Und die, die zu Hause bleiben mussten, gingen ins „Konglerl“ (Kongreßbad) oder Gänsehäufel und auch wieder zum Heurigen.

In den 50er Jahren hatten nur 14 Prozent der existierenden Wohnungen ein eigenes Badezimmer, 56 Prozent kein Innenwasser und 60 Prozent WC am Gang. Der kommunale Wohnungsbau wurde verstärkt vorangetrieben. Und langsam besserte sich die Wohn- und Lebenssituation der Menschen wieder.

In Ottakring wurde in den folgenden Jahren wieder gebaut. Das Negerdörfel wurde abgerissen und an seiner Stelle eine große Wohnhausanlage errichtet. Das Wilhelminenspital wurde ausgebaut und zu einem Schwerpunktspital im Westen Wiens. Die Müllverbrennungsanlage am Flötzersteig wurde errichtet. 1962 wurde in der Vogeltenngasse das nach den Plänen von Lukas Mathias Lang und Peter Czernin erbaute „Europahaus des Kindes“ eröffnet: einerseits Ferienheim für Wiener Kinder, andererseits auch ganzjährig geführtes Kinderheim.

„Wirtschaftswunder“ im Jugendamt

Auch am Wiener Jugendamt ging das Wirtschaftswunder nicht spurlos vorüber. Waren 1945 noch 929 Kinder wegen wirtschaftlicher Not in „Gemeindeerziehung“ gekommen, so waren es 1952 nur mehr sechs Kinder. Allerdings stiegen die Unterbringungen wegen Erziehungsschwierigkeiten im selben Zeitraum auf über 3.000 an. Schuld an den Erziehungsschwierigkeiten war nach Meinung der Verantwortlichen des Jugendamtes wieder einmal die Berufstätigkeit der Mütter.

1949 wurde mit Spendenhilfe das erste Institut für Erziehungshilfe (Child Guidance Clinic) eröffnet. Ab 1950 bot das Jugendamt in Zusammenarbeit mit den Volkshochschulen die „Elternschule“ an, für Männer auch an Sonntagen die „Schulen für Väter“. Das Heim Eggenburg konnte mit Hilfe der Quäker wieder instandgesetzt werden. Und das Heim Hohe Warte wurde ab 1947 wieder als Kinderheim geführt. 1950 übersiedelte die Heilpädagogische Beobachtungsstation vom Spiegelgrund ins wiedereröffnete Heim im Schloss Wilhelminenberg.

Die MA 11 wurde umorganisiert und 6 Dezernate eingerichtet:

- 1.Rechtsfürsorge
- 2.Offene Fürsorge
- 3.Zentralinspektorat für Kindergärten und Horte
- 4.Geschlossene Jugendfürsorge
- 5.Erholungsfürsorge
- 6.Finanz- und Wirtschaftsangelegenheiten.

Wurden 1945 noch 51.000 finanzielle Dauerunterstützungen vermittelt, waren es 1964 nur mehr 8.000. Nach und nach entwickelten sich die Inhalte der Fürsorge weg von Bekämpfung der materiellen Not hin zur Lösung psychosozialer Probleme.

Unterbringungen wegen Erziehungsschwierigkeiten stiegen an

Wandel von der Bekämpfung der Not zur Lösung psychosozialer Probleme



„Puppenadoption“ mit Wohlfahrtsstadträtin Maria Jacobi

Es wurde versucht neue Wege zu gehen. So wurde 1954 die sagenhafte Puppenadoption ins Leben gerufen. Jährlich erhielten 25 Mädchen zwischen acht und zwölf Jahren eine Puppe, die sie regelmäßig in der „Puppenmutterberatung“ vorstellen mussten. Waren die Puppen sauber und gepflegt, konnten sie nach einem Jahr von der Puppenmutter adoptiert werden. Man erhoffte sich davon wohl den Effekt, dass aus jenen Mädchen fürsorgliche Muttis werden.

1957 wurde in Zusammenarbeit mit den Jugendämtern Berlin und Hamburg der Modellversuch „Vertiefte Einzelfallhilfe“ (Casework) gestartet. Aufbauend auf diesen Versuch wurde dann im sogenannten „Psychiatrischen Kurs“, der in Zusammenarbeit mit der Univer-

sitätsklinik für Psychiatrie abgehalten wurde, den Fürsorgerinnen Einführung in die Methodik des Social Casework gegeben. Inhalt dieses Kurses war „Vertiefte Einzelfallhilfe“ und „Psychiatrische Fürsorge“. Der Psychiatrische Kurs wurde Anfang der 80er Jahre eingestellt.

1961 wurde das erste Mutter-Kind-Heim in der Pleischlgasse in Simmering mit 25 Plätzen und angeschlossener Kinderkrippe eröffnet. 1963 löste ein neues Jugendschutzgesetz endlich jenes aus dem Jahr 1943 ab. zwei Jahre später erfolgte die Umbenennung des Heimes in der Kinderübernahmsstelle in Julius Tandler Heim und die Heilpädagogische Beobachtungsstation wurde dorthin verlegt.

Nach dem Krieg waren die FürsorgerInnen in das Gehaltsschema D gereiht worden, was eine Schlechterstellung bedeutete. Nun wurden sie endlich in B gereiht. Auf Grund von Personalmangel wurden 1968 20 Posten für FürsorgeassistentInnen geschaffen. Diese mussten innerhalb von fünf Jahren neben ihrer Tätigkeit am Jugendamt die Ausbildung nachholen. Damit hatten die Verantwortlichen zu einer – schon erprobten – Methode des Jahres 1926 zurückgegriffen, auch sonst kam Bewegung in die Magistratsabteilung. Es sollte gar nicht mehr so lange dauern, bis auch die Bezeichnung Fürsorgerin, Organisationsfürsorgerin, Fachfürsorgerin für Erziehungsfragen und Funktionsfürsorgerin – mittlerweile liebevoll Orga und Fafü genannt, aber immer noch Relikte aus der NS-Zeit, endlich abgeschafft werden sollten.



Broschüre zur Pflegeelternwerbung aus den 60er Jahren

ins Kino, dann tanzen. Jedem Wiener ist der „Gschupfte Ferdl“ ein Begriff, der „jeden Freitag frische Sock'n au'ziagt, die Schuach putzt und sich ins G'wand haut, weil beim Thumser draußt in Neulerchenfeld Perfektion“ war.

Das Fernsehen blieb wichtig und wurde immer mehr zur Freizeitgestaltung. Mit den Nachrichtensendungen holte man sich die weite Welt ins Wohnzimmer und durch die Übertragungen von Sportveranstaltungen – vor allem von Skirennen – hatte man auch endlich wieder Grund zum Jubeln und Feiern.³ Die Bevölkerung konnte sich langsam aber doch auch Urlaube leisten. Italien war das erklärte – und erschwingliche – Lieblingsziel der Menschen. Rimini und Riccione waren „in“, viele Paare fuhren mit dem Roller nach Venedig auf Hochzeitsreise. Und die, die zu Hause bleiben mussten, gingen ins „Konglerl“ (Kongreßbad) oder Gänsehäufel und auch wieder zum Heurigen.

In den 50er Jahren hatten nur 14 Prozent der existierenden Wohnungen ein eigenes Badezimmer, 56 Prozent kein Innenwasser und 60 Prozent WC am Gang. Der kommunale Wohnungsbau wurde verstärkt vorangetrieben. Und langsam besserte sich die Wohn- und Lebenssituation der Menschen wieder.

In Ottakring wurde in den folgenden Jahren wieder gebaut. Das Negerdörfel wurde abgerissen und an seiner Stelle eine große Wohnhausanlage errichtet. Das Wilhelminenspital wurde ausgebaut und zu einem Schwerpunktspital im Westen Wiens. Die Müllverbrennungsanlage am Flötzersteig wurde errichtet. 1962 wurde in der Vogeltenngasse das nach den Plänen von Lukas Mathias Lang und Peter Czernin erbaute „Europahaus des Kindes“ eröffnet: einerseits Ferienheim für Wiener Kinder, andererseits auch ganzjährig geführtes Kinderheim.

„Wirtschaftswunder“ im Jugendamt

Auch am Wiener Jugendamt ging das Wirtschaftswunder nicht spurlos vorüber. Waren 1945 noch 929 Kinder wegen wirtschaftlicher Not in „Gemeindeerziehung“ gekommen, so waren es 1952 nur mehr sechs Kinder. Allerdings stiegen die Unterbringungen wegen Erziehungsschwierigkeiten im selben Zeitraum auf über 3.000 an. Schuld an den Erziehungsschwierigkeiten war nach Meinung der Verantwortlichen des Jugendamtes wieder einmal die Berufstätigkeit der Mütter.

1949 wurde mit Spendenhilfe das erste Institut für Erziehungshilfe (Child Guidance Clinic) eröffnet. Ab 1950 bot das Jugendamt in Zusammenarbeit mit den Volkshochschulen die „Elternschule“ an, für Männer auch an Sonntagen die „Schulen für Väter“. Das Heim Eggenburg konnte mit Hilfe der Quäker wieder instandgesetzt werden. Und das Heim Hohe Warte wurde ab 1947 wieder als Kinderheim geführt. 1950 übersiedelte die Heilpädagogische Beobachtungsstation vom Spiegelgrund ins wiedereröffnete Heim im Schloss Wilhelminenberg.

Die MA 11 wurde umorganisiert und 6 Dezernate eingerichtet:

- 1.Rechtsfürsorge
- 2.Offene Fürsorge
- 3.Zentralinspektorat für Kindergärten und Horte
- 4.Geschlossene Jugendfürsorge
- 5.Erholungsfürsorge
- 6.Finanz- und Wirtschaftsangelegenheiten.

Wurden 1945 noch 51.000 finanzielle Dauerunterstützungen vermittelt, waren es 1964 nur mehr 8.000. Nach und nach entwickelten sich die Inhalte der Fürsorge weg von Bekämpfung der materiellen Not hin zur Lösung psychosozialer Probleme.

Unterbringungen wegen Erziehungsschwierigkeiten stiegen an

Wandel von der Bekämpfung der Not zur Lösung psychosozialer Probleme